



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

der Feldzugsplan

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Befremdlich ist nur, daß man trotzdem eine Vereinbarung traf, deren praktische Wertlosigkeit auf der Hand lag. Anstatt förmlicher Verträge zwischen den Regierungen begnügte man sich mit dem Austausch von Briefen der drei Monarchen, die einander Freundschaft und Beistand zusicherten. Ende September 1869 war man glücklich so weit. Was war damit gewonnen? Den Wortlaut von Franz Josephs Brief kennen wir nicht, aber daß er einen förmlichen Bündnisvertrag ersetzen konnte, ist unter allen Umständen ausgeschlossen. Was auch darin gestanden haben mag, das Schreiben des österreichischen Kaisers mußte interpretiert werden aus den Verhandlungen, die ihm vorausgegangen waren. In diesen aber hatten die Österreicher keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie außerstande seien, sogleich bei Beginn eines preußisch-französischen Krieges handelnd einzugreifen, weil der Zustand ihres Heeres und die Stimmung ihrer Völker eine längere Periode der Vorbereitung erheischten. Das hieß mit andern Worten: wenn Frankreich siegte, konnte es auf österreichische Hilfe rechnen, wenn nicht, blieb es allein. Und wenn Österreich nicht marschierte, rührte auch Italien sich nicht. Man brauchte also kein Gedankenleser zu sein, um sich über den Wert dieser Verbindungen nicht zu täuschen.

Es ist das stärkste Zeichen für die hemmungslose Kriegslust Napoleons und der wenigen von ihm Eingeweihten, daß sie sich dennoch täuschten. „Ich betrachte unsere Verträge als moralisch unterschrieben,“ äußerte der Kaiser. „Die österreichische Allianz bildet also den festen Punkt in meiner Politik.“ Gegenüber dem General Lebrun nannte er die Allianz Italiens sicher, die Österreichs wenn nicht formell, so doch moralisch gesichert. Rouher, der seine früheren preußischen und deutschen Sympathien durch verdoppelten Eifer büßen zu wollen schien, meinte sogar mehr als kühn: „Die Allianz ist geschlossen, und die Verpflichtungen, die in diesen Briefen eingegangen sind, werden dieselbe Kraft haben wie ein internationaler Vertrag.“

Auf dieser schwankenden Grundlage wurde nun sofort

ein Kriegsplan aufgebaut. Im November 1869 verriet Napoleon, daß er sich damit beschäftige, im Februar 1870 erschien als Vertreter der österreichischen Armee ihr Oberkommandierender, Erzherzog Albrecht, an der Seine, um für den gemeinsamen Feldzug die erforderlichen Abreden zu treffen. Der Krieg war beschlossen, und gegen wen, brauchte man nicht zu fragen. Die Gedanken des Erzherzogs wurden nun in Paris bearbeitet, und am 19. Mai 1870 stellte ein Kriegsrat die Grundzüge des Feldzugsplans fest. Franzosen, Italiener und Österreicher greifen gleichzeitig Süddeutschland von drei Seiten an, vereinigen sich bei Nürnberg, marschieren von dort nach Norden und liefern bei Leipzig die Entscheidungsschlacht. Um sich der Mitwirkung Österreichs im einzelnen zu versichern, ging General Lebrun im Juni nach Wien.

Was er hier zu hören bekam, hätte für jeden, der sehen und hören wollte, alle Illusionen zerstreuen müssen. Franz Joseph ließ dem Franzosen keinen Zweifel, daß er den Krieg nicht wolle. „Soll ich Krieg führen,“ sagte er, „so muß ich dazu gezwungen sein. Ich hoffe, Kaiser Napoleon wird meiner persönlichen politischen Stellung, im Innern wie nach außen, Rechnung tragen.“ Mit voller Deutlichkeit erklärte er, daß er gleichzeitig mit Frankreich den Krieg nicht erklären könne, weil er dann die deutsche Bevölkerung im eigenen Lande wie in Süddeutschland gegen sich haben würde. „Aber wenn Napoleon in Süddeutschland nicht als Feind, sondern als Befreier aufträte, so wäre ich meinerseits gezwungen, gemeinsame Sache mit ihm zu machen. In den Augen meines Volkes könnte ich dann nicht anders als meine Armee mit der französischen vereinigen.“ Deutlicher konnte man es nicht sagen: erst wenn die Franzosen Süddeutschland beherrschen, können sie auf österreichischen Beistand zählen, früher nicht.

Wenn diese Äußerungen den Kaiser der Franzosen nicht von seiner Kriegslust gründlich kurierten, so war es seine Schuld. Er war eben nicht mehr zu kurieren. Zunächst zeigte er sich zwar enttäuscht über das magere Ergebnis der Sen-

ding, dann aber ließ er sich rasch trösten durch den Hinweis, daß schon eine drohende Haltung Österreichs einen Teil der preußischen Kräfte fesseln würde. Für ihn stand der Entschluß zum Kriege fest, es handelte sich nur noch darum, den Anlaß zu finden.

Die französischen Staatsmänner meinten, den *Casus belli* nicht weit suchen zu müssen. Er hieß: Verletzung des Prager Friedens durch Preußen. Man wollte sie finden in den Kriegsbündnissen des Norddeutschen Bundes mit Bayern, Württemberg und Baden und in der Zollunion des Bundes mit den süddeutschen Staaten. Im Hintergrund stand auch die unterbliebene Volksabstimmung in Nordschleswig. Alle drei Vorwände waren gleich fadenscheinig. Waren die süddeutschen Staaten souverän und unabhängig, so konnte niemand ihnen verbieten, auf Teile ihrer Hoheit freiwillig zu verzichten. Am wenigsten besaß Frankreich ein Recht des Einspruchs, da es formell am Prager Friedensschluß gar nicht beteiligt war. Es konnte auch in der Nordschleswiger Frage keine Forderungen erheben, da Preußen ihm gegenüber keine Verpflichtung eingegangen war. Das hinderte aber die französischen Minister, die einander zwischen 1867 und 1870 rasch ablösten, keineswegs, immer wieder auf diese Beschwerden zurückzukommen. Es nützte nichts, daß die deutschen Vertreter, zuerst Graf Goltz sehr energisch, dann der sanfte Baron Werther weniger schroff, aber doch mit genügender Deutlichkeit, ihnen zu verstehen gaben, die Beziehungen zwischen Nord- und Süddeutschland seien innere Angelegenheiten der deutschen Nation, die sich vom Ausland nichts vorschreiben lasse. Die Klagen und Vorstellungen wiederholten sich trotzdem. Man hatte nun einmal in Paris nicht begriffen und wollte nicht begreifen, daß die Zeit vorüber sei, wo Deutschland, ganz oder teilweise, französische Interessensphäre gewesen war und von der französischen Diplomatie als Schachbrett behandelt wurde, auf dem sie ihre Figuren nach eigenem Bedarf hin und her schob.

Darin wußte die Regierung Napoleons III. die Nation hinter sich. In ihr gab es zwei Richtungen. Die eine gedachte